

Feuilleton

Zum neuen Jahre.*

Von S. L. Perez. Aus dem Jüdischen von Amalie Tomarkin.

Und du willst noch immer schweigen?
 Willst du, daß ich rede?
 Heute will ich's. Mich schrecken deine Reden, bitter und
 reichend sind sie, schlimmer jedoch ist dein Schweigen, es quält.
 Sieh, überall schwebt eine Trauer umher... hoch am Himmel
 schweben verirrte, erstarrte Wolkenfetzen, so nahe der Sonne und sie
 frieren!
 Unten die vergilbten Bäumlein; schön sind sie, aber traurig ist
 ihre Schönheit, wie ein stilles Sterbegebet klingt das Rauschen der
 Bäumlein... Und die Weinlaube flammt; flammend stirbt der
 Wein...
 Und ein Jahr stirbt...
 Rede mit mir!
 Tröste dich, liebes Kind, — ein neues wird geboren!
 Nun, beglückwünsche mich zum neuen Jahre!
 In der Schale vor dir liegen Glückwunschkarten genug...
 Und doch — nicht genug...
 Was wünschen die Andern, Kind?!
 Eine traditionelle gedruckte Karte sendet der Vater. Herzlichen
 Glückwunsch zum neuen Jahre...
 Solch eine Karte sendet auch die Mutter; sie fügt noch hinzu:
 „Sei Tochter, gesund, stark und glücklich...“
 Ein schweres Wort!
 Und werde alt in Freuden!
 Und dich schreckt es?
 Was? —
 Das Altwerden! deine Stimme zitterte...
 Möglich... hier, Karten von den Freundinnen... ge-
 druckte, verschiedene Sprachen...
 Und Bekannte? Die besseren von Ihnen?
 Hier einer, ein besserer...
 Mit trockenen Füßen, wünscht er mir, soll ich über die Wellen
 des Lebens schreiten.
 Ohen!
 Ein anderer wünscht mir das blutige Leben zu durchschreiten
 unbefleckt, wie ein weißer Schwan...
 Das Volk sagt: eine weiße Gans. Und das Leben bei uns
 ist mehr schweißig als blutig...
 Bitterer Mensch! Wünsch' du mir!
 Ich? Ich kenne dich zu wenig... ich kann mir dein Morgen
 und Uebermorgen kaum vorstellen... dein Lächeln, als dein Wein
 blühte und der Apfelbaum sich unter seiner Last beugte, zog mich
 zu dir, und deine jetzige Trauer bindet mich an dich, aber fremd
 bist du mir noch!
 Doch, wünsche mir!
 Wie du willst...
 Ich kenne deine Wege nicht...
 Aber höre, Kind, was tust du, wenn du an einer Schmiede
 vorbeigehst?
 Was fällt dir ein?
 Doch!
 Am Tage bleibe ich nicht stehen... gegen Abend liebe ich
 es, mich ins Gras vor der Schmiede zu legen und den Funken zu-

* Das jüdische Neujahresfest fällt bekanntlich im Herbst.

zuschauen, diesen Glühwürmern, die sprühen und in der Höhe aus-
einanderfliegen...

Ein kleines Vergnügen... aus deinen Augen sprühen mehr
und schönere Funken...

Ich wünsche dir lieber: geh' hinein zum Schmied, drücke ihm
die harte Hand und frage ihn, was er macht...

Und antwortet er, er schmiede Spaten und Ackerseisen, so sage
ihm: es ist nützlich, doch gibt es noch nützlichere Arbeit — jetzt ist
die Zeit für Brecheisen, für Art und Hammer; es gibt so viele
Manern niederzuzureißen.

Wird er mir gehorchen?
Sieh ihn an und er wird dir gehorchen; in deinen Augen
liegt die Herrschaft...

Du scherzest...
Nein... und was tust du, Kind, am Ufer des Meeres?...

Ach, ich liebe das Meer!
Ich liebe es im Sande am Ufer des Meeres zu liegen und
die nackten Füße auszustrecken, daß es sie spüle und streiche...

Und ich wünsche dir, Kind, lieb' nicht das Meer, wenn es dich lieb-
kost wie eine Katze, sondern, wenn es als Löwe erwacht! Geh' mit
denen, die eben mit diesem Löwen kämpfen! Schau auf sie, wenn
sie das Schiff führen und lasse auf sie deine leuchtende Kraft
strahlen.

Du hältst mich für so stark!...
Und tanzen, Kind, kannst du tanzen?
Wieder dieser bittere Ton!

Nein, Kind! Das neue Jahr macht auch mich weich, wenig-
stens — dir gegenüber... aber höre, es kommt oft vor, daß ein
schönes Weib zwischen Schwertern tanzen muß...

Was du sagst!
Ich wünsche dir, Kind! Bleibe stehen, reiße eins heraus, das
schärfste, gegen den, der dir befehlt zwischen Schwertern zu tanzen.

Du erschreckst mich, Mensch!
Ich tat doch nur deinen Willen...
Und wenn du willst, ich habe für dich auch einen leichtern
Wunsch. Du hast wenig Blut, Kind! Der helle heiße Tag ist dir zu
lästig, zu rauschend, er betäubt dich.

Gewiß...
Du liebst den stillen Abend...
Den stillen, traurig-stillen Abend, das stille Aufstrahlen der
Sternlein... Und den bligenden Tick-Tack derjenigen, die fallen.

Ach, Mensch!
Und ich wünsche dir, wenn der Tag mit seiner Arbeit dir zu
lästig ist, so liebe den Frühmorgen — das Aufstrahlen des neuen
Tages...

Traurig bist du, Kind, und das Vergehen des sinkenden Tages
macht dich noch schwach und bang — verschlaffe das süße Gift des
absterbenden Tages und lebe dem Morgen, wenn das neue Leben
erwacht, wenn der neue Wille zum Leben sich neu spint... er
wird dich mitreißen, Kind!

Ist das auch über deine Kraft?
Trug euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder,
und meine steigenden Lieder
wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Lenau.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der
„Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen

Arbeiterpolitik

3. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.** Nr. 12

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
Amunderstraße Nr. 23.

Bremen, den 23. März 1918

Einzelnummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Wozu brauchen wir Theorien? Von Friedrich Adler	Seite 71
Probleme des Jungsozialismus in Oesterreich. Von Julius Dickmann, Wien	72
Marx der Entdecker. Von Friedrich Adler	73
Die Jungen und die Alten	74
Feuilleton:	
Die Seele Chinas	75

Wozu brauchen wir Theorien?

Von Friedrich Adler.

Was kann nun die Theorie — diese möglichst kurz
zusammengefaßte Beschreibung früherer Erfahrungen der
Menschen — uns in der Zukunft helfen?

Die Natur ist ungeheuer mannigfaltig, aber sie weist
Wiederholungen auf. Ein Prozeß, der einmal beobachtet
wurde, tritt — wenigstens in gewissen Zügen — wieder-
holt auf. Wäre dies nicht der Fall, so wäre alle Theorie,
alle Wissenschaft überhaupt überflüssig; aber es wäre
wohl auch gar kein Leben in unserem Sinne möglich.
Dadurch, daß Wiederholungen gleicher Fälle auftreten,
werden uns die vergangenen Erfahrungen, wie sie in
den betreffenden Theorien zusammengefaßt sind, nützlich.
Wir sehen einen Teil einer Erscheinung, den Anfang
eines Prozesses. Unsere Theorien sagen uns, welche
Möglichkeiten bezüglich des Aussehens des anderen Teiles
der Erscheinung, bezüglich der Fortsetzung des Prozesses
bestehen. Das will sagen: die Theorien berichten uns,
welche verschiedenen Fälle eingetreten sind, wenn ein
bestimmter Erscheinungskomplex gegeben war.

Wenn wir gar keine Theorien hätten, dann sind
alle Möglichkeiten offen. Erinnern wir uns, welche Un-
behaglichkeit, welches Mißtrauen wir empfinden, wenn
wir zum erstenmal an eine uns ganz unbekannte Ma-
schinerie herantreten, zum Beispiel, als wir zum erstenmal
ein Automobil sahen. Wir besitzen keinerlei Erfahrungen,
alle Möglichkeiten stehen da offen. Man scheut sich, es
anzurühren, man weiß nicht, bei welcher Berührung es
in Bewegung gerät, bei welcher es explodiert. Je mehr
Erfahrungen wir sammeln, je mehr wir die Theorie aus-
bauen, umso sicherer werden wir, umso mehr werden die
Möglichkeiten, die eintreten können, eingeschränkt. Wir
können daher mit Ernst Mach sagen: Die Theorien (und
damit inbegriffen auch die Gesetze) sind Einschränkungen
unserer Erwartungen in späteren Fällen.

Ist nun durch die Theorie eine absolute Sicher-

heit gegeben? Wissen wir durch die Theorie, was not-
wendig geschehen muß? Keineswegs. Wir wissen nur,
was am wahrscheinlichsten geschehen wird. Auf je mehr
Fälle von Erfahrungen sich unsere Theorie stützt, umso
öfter die Wiederholung des Prozesses eingetreten ist, um-
so wahrscheinlicher ist es, daß er wieder auftritt.

In der Theorie betrachten wir gewisse Erscheinungen
in Abhängigkeit von anderen. Die Theorie sagt uns:
Bisher waren diese Erscheinungen immer nur abhängig
von jenen. Aber plötzlich kann sich zeigen, daß noch
andere Erscheinungen ins Spiel treten, die bisher zu-
fällig immer konstant gewesen sind. Das Ergebnis ist
ein ganz anderes, als es die Theorie voraussetzt. Nehmen
wir unser einfaches Beispiel. Das Kind, das die Theorie
aufgestellt hat: „Wenn ich den Ofen anrühre, schmerzt
es“, kommt wieder einmal an den Ofen an und empfindet
keinen Schmerz. Es sieht, die Theorie gilt nicht für alle
Fälle. Wenn es voreilig ist, dann wird es sagen: „Sa,
die Theorie hat mich schon zum Narren gemacht; ich
brauche überhaupt keine Theorie mehr!“ Wenn es aber
ein kluges Kind ist, wird es sagen: „Die Theorie war
nicht vollkommen genug, ich muß die Theorie ergänzen,
ich muß sehen, welcher Umstand, der bisher immer gleich
war, also von mir nicht beachtet wurde, sich geändert
hat.“ Und nach einiger Forschung wird es finden: nicht
die Berührung des Ofens, sondern nur die des geheizten
Ofens schmerzt. Als es die Theorie aufstellte, war es
Winter, mittlerweile ist es Sommer geworden. Das ver-
vollkommnete Gesetz ist genauer, einer größeren Zahl von
Erfahrungen angepaßt.

Notwendig tritt also nicht das ein, was die Theorie
voraussetzt. Es tritt nur wahrscheinlich ein, und zwar
ebenso wahrscheinlich, wie die maßgebenden Umstände in
der Theorie richtig festgelegt wurden. Aber trotzdem die
Theorie kein Rezept ist, trotzdem sie uns nichts absolut
Sicheres sagen kann, richten wir uns doch nach ihr. Wir
gehen am Morgen in jenes Haus, in dem sich unser
Arbeitsplatz befindet, weil wir auf Grund bisheriger Er-
fahrungen die theoretische Annahme machen, daß wir
dort unsere gewohnte Betätigung ausüben können. Viel-
leicht ist aber unsere Theorie falsch, ein Umstand einge-
treten, der bisher nie eingetreten ist, zum Beispiel jenes
Haus abgebrannt. Aber trotz dieses Risikos werden wir
den Weg unternehmen, das heißt, uns auf die Theorie
stützen. Denn wegen dieser unbekanntenen Möglichkeiten
nicht zum Arbeitsplatz zu gehen, wäre noch unpraktischer,
als die Theorie auf die Probe zu stellen.

Der Theorie entsprechend handeln, ist das Praktischste, was wir tun können, denn wahrscheinlicher als alles andere tritt das ein, was der Theorie entspricht.

4.

Das Tier, in dem durch einen Reiz ein Wunsch, ein Wille ausgelöst wird, folgt diesem Willen automatisch und reagiert direkt. Der Schmetterling sieht die Lampe; er hat den Wunsch, ihr näher zu kommen, und fliegt in das Feuer. Das Kind reagiert anfangs wie ein Tier: erst allmählich lernt es sich eines Werkzeuges zu bedienen, das es vor Schaden bewahrt: der Theorie. Der erwachsene Mensch hemmt seinen Willen in erster Linie, reagiert zuerst mit dem Hirn, prüft mit Hilfe seines Werkzeuges — der Theorie — was geschehen wird, wenn er dem Willen seinen Lauf läßt. Findet er, sein Willensimpuls würde ihn an eine Mauer anrennen lassen, dann sucht er dieses Wunsches Herr zu werden; zeigt ihm aber die Theorie, daß sein Wille ihn in die Bahn zu höherer Entwicklung führt, dann läßt er seinen Willen mit Freude walten.

Die Theorien sind Werkzeuge, die ein jeder braucht. In diesem Sinne sind alle Menschen Theoretiker. Die alte Dame, die behauptet, daß der Freitag ein Unglückstag ist, ist auch Anhängerin einer Theorie, und zwar einer Theorie, die sich auf Erfahrungen stützt. Die erste Tatsache, auf die diese Theorie Bezug nimmt, ist die Kreuzigung Christi, und seither ist schon viel Unglück am Freitag geschehen. Der eine hat ein Glas zerbrochen, der andere sich einen Fuß verstaucht usw. Deshalb treten die alten Damen — und natürlich wegen der Gleichberechtigung auch diejenigen männlichen Geschlechtes, am Freitag keine Reise an, lassen sich überhaupt an diesem Tage in keine verwickelten Unternehmungen ein. Warum hat nun die Dame, die die Erfahrungen über die Freitage, an denen schon so vieles Unangenehme geschehen ist, in ihrer Theorie zusammengefaßt, doch unrecht? Weil sie die Erfahrung nicht weit genug nimmt. Sie hat nur die Freitage beachtet und nie gezählt, wie viele Gläser sie „zufällig“ an anderen Tagen zerbrochen hat, wobei sich wohl ergeben hätte, daß jeder Tag der Woche ziemlich gleich viele Unglücksfälle aufweist.

Da wir alle Theoretiker sind und sein müssen, betrifft die Frage, ob eine Theorie gut oder schlecht ist, nicht nur die Wissenschaft, sondern sie ist immer eine Frage der Orientierung im Leben. Daher rührt der erbitterte Kampf der Theorien untereinander. Durch schlechte Theorien sollen die Unterdrückten geleitet werden, um unter dem Schutz und Schirm der Kirche, unter der Zucht des Klassenstaates zu bleiben; durch gute Theorien werden die Wege gewiesen zur Freiheit und der Erkenntnis Bahn gebrochen, daß es nicht immer so bleiben muß, daß es anders werden kann, wenn wir nur wollen. Unsere ganze Propaganda besteht darin, aus schlechten Theoretikern gute zu machen.

Wir haben gesagt, daß wir alle Theoretiker sein müssen, in dem Sinne, daß wir alle Theorien anwenden müssen. Ein jeder trägt auch durch seine Erfahrungen ein wenig zur Prüfung und damit zur Verbesserung der Theorien bei. Wir haben aber auch Theoretiker im engeren Sinne, die sich im wesentlichen mit der Herstellung der Theorien, mit der Formulierung der Er-

fahrungstatsachen in möglichst kurzen, logisch geordneten Sätzen befassen. Es ist ebenso wie bei jedem Werkzeug: es gibt solche, die es anwenden und dabei prüfen, ob es brauchbar ist, und andererseits solche, deren Beruf es ist, Werkzeuge herzustellen. Der Werkzeugmacher braucht gar nicht mit dem Werkzeug manipulieren zu können. Es kann einer sehr gute Hämmer machen und doch keine Nägel einschlagen können. So geht es auch mit denjenigen, die Theorien herstellen, und jenen, die sie in der Praxis verwenden und sich deshalb als Praktiker bezeichnen. In den häufig auftretenden Differenzen zwischen Praktikern und Theoretikern werden manchmal Redewendungen gebraucht, die den Anschein erwecken, als sei die Konstatierung, daß jemand Theoretiker, respektive Praktiker sei, an sich schon ein Vorwurf. Genau gesehen will ein Ausspruch wie: „er ist eben ein Theoretiker!“ nur sagen, derselbe sei ein schlechter Praktiker. Und umgekehrt.

Wir brauchen gute Theoretiker und gute Praktiker gleichermaßen, solche, die gute Theorien bauen, und solche, die sie gut anwenden. Daß einer beides zugleich ist: guter Theoretiker und guter Praktiker, ist wohl ein sehr seltener Glücksfall. Aber es ist auch gar nicht nötig; beides ist nicht direkt miteinander verbunden. Der Praktiker muß nur richtig mit den Theorien, die ihm der Theoretiker liefert, umgehen können, und der Theoretiker muß wieder verstehen, welche Theorien dem Praktiker nötig sind; dann ist gedehliche Arbeit auf Grund der Arbeitsteilung möglich.

Ein Werkzeug kann auch für gewisse Zwecke zu fein und zu kompliziert sein. Man wird im gewöhnlichen Marktverkehr keine Apothekermaschine verwenden, denn ihre größere Genauigkeit ist für die Zwecke des gewöhnlichen Lebens überflüssig, erfordert aber größeren Arbeitsaufwand — ist also im höchsten Grade unökonomisch. So kann auch das Werkzeug, das der Theoretiker liefert, für gewisse Fälle zu gut sein. Wir verwenden daher nebeneinander Theorien von verschiedener Feinheit. Für einfache Fälle reichen jene Theorien aus, die in der gewöhnlichen Sprache dargestellt sind und grobere Annäherungen darstellen. Handelt es sich aber um die feinsten Punkte, die diffizilsten Entscheidungen, dann müssen immer feinere, immer kompliziertere Theorien verwendet werden; dann kommt die Terminologie der Wissenschaft und schließlich die mathematische Sprache zur Anwendung.

(Schluß folgt.)

Probleme des Jungsozialismus in Oesterreich.

Von Julius Dickmann, Wien.

Am 7. März 1918 hat die deutsche sozialdemokratische Fraktion im österreichischen Reichsrat für den § 1 der Regierungsvorlage über das Budgetprovisorium gestimmt, um das Parlament vor einer neuen Krise und die Völker Oesterreichs vor der Wiederkehr des Absolutismus zu bewahren. Es was das eine Art 4. August in Oesterreich. Der Umsfall vollzog sich hier allerdings ohne jenes große Aufsehen, wie es sich in Deutschland einstellte. Wir können ihn hier sozusagen in seiner reinen Form beobachten, ohne die störenden Umstände,

welche die Erscheinung komplizieren. Hier gab es keinen Enthusiasmus, keine Kriegspychose, man brauchte nicht „wahr zu machen, was man immer betont hat“, mit einem Worte: es gab nichts was den Sachverhalt verdunkelte, die Folge als Ursache erscheinen ließe. Kein Marxist vom „Zentrum“ kann behaupten, daß es sich um eine „Verwirrung“ handelt. Der 7. März — das liegt wie auf der Hand — war die einfachste Konsequenz einer Zeit mehr als einem Jahrzehnt eingeschlagenen Politik. Wir wollen sie hier weder anklagen noch rechtfertigen. Vielmehr müssen wir sie historisch begreifen, politisch beurteilen und Folgerungen für uns aus ihr ziehen.

Allerdings betrachtet die Fraktion selbst ihren Beschluß als Ausnahmefall, aber über es weiß, daß in Oesterreich Ausnahmefälle im politischen Leben die Regel sind und der regelrechte parlamentarische Betrieb eine seltene Ausnahme bildet, der wird das „ausnahmeweise“ Vorgehen der Fraktion dementsprechend bewerten müssen. Bisher unterschied sich die Sozialdemokratie von den bürgerlichen Parteien im Abgeordnetenhaus dadurch, daß sie das Budget grundsätzlich ablehnte, während die Bürgerlichen, je nach der Nation aber immer aus Opportunismus für oder gegen stimmten. Im Kriege ist es gerade umgekehrt geworden: Die Bürgerlichen stimmen je nach der Nation, aber aus prinzipiellen Erwägungen für oder gegen, während die Sozialdemokratie aus opportunistischen Rücksichten das Budget bewilligte. Will daher die Partei auch weiterhin ruhenden Pol in der österreichischen Erscheinungen nicht bilden — und sie muß es wollen — so bleibt ihr nichts anderes übrig, als die Budgetfrage je nach den Umständen, aber immer vom Standpunkt der Taktik und nicht des Prinzips zu behandeln.

Es entsteht nun die Frage, welche Konsequenzen haben die Jungsozialisten Oesterreichs aus diesem „neuen Kurs“ zu ziehen.

Von vornherein sei es gesagt:

Die österreichischen Jungsozialisten bilden heute noch keine einheitliche Gruppe. Ihre Organisation ist erst in Bildung begriffen. Umso klarer müssen sie trachten die Zeichen der Zeit zu erkennen und sie dürfen die neuesten Erscheinungen in der Arbeiterbewegung nicht nach dem überlieferten Maßstab der „Linken“ d. h. des Parteizentrums messen. Nein, wir Jungsozialisten dürfen nicht in das große Hallo der nordböhmischen oppositionellen Parteiblätter einstimmen, die der Fraktion schon heute das jüngste Gericht auf dem nächsten Parteitag androhen, aber vorsichtig genug sind hinzuzufügen, daß die „Verantwortung erleichtert sein wird, wenn diese Politik Erfolge zeitigt. . . . Sie wird aber schwerer sein, wenn das Gegenteil geschieht“ (Auszug „Volksrecht“). Das heißt also: Das volle Risiko für das Spiel trägt die Fraktion. Glückt es, nun dann behält sich die gute Auzigerin vor, „a“ dabei“ zu sein. Glückt es nicht, dann gibt es eben Prügel. Was denn auch ein Beitrag zur Politik der österreichischen „Linken“ ist. Nur auf diese Weise kann sie es fertig bringen vor „Verwirrungen rechts und Illusionen links“, nach einem Worte Heinrich Webers, bewahrt zu bleiben.

Nun, wir österreichische Jungsozialisten sollten uns doch nach ganz anderen Gesichtspunkten orientieren; für

uns sollte doch die Geschichte der Arbeiterbewegung nicht eine Kette von „Verwirrungen rechts und Illusionen links“ sein. Nein, wir müssen uns zu der Sache historisch stellen und dann kommen wir zu ganz anderen Resultaten, als die „Linke“.

Die alte Sozialdemokratie ist als eine parlamentarische Partei zur Massenbewegung geworden. In der stillen Uebergangszeit von den Barrikadenkämpfen der bürgerlichen Revolutionen zu den modernen Massenaktionen des Proletariats, erwies sich der Stimmzettel als ausgezeichnetes Mittel, die Arbeiterklasse zu organisieren und die parlamentarische Tribüne als wirksamstes Mittel, sie aufzuklären. Dabei konnte auch die Partei ihre Pflichten als Interessenvertretung des Proletariats, soweit seine Interessen überhaupt auf kapitalistischen Boden durchsetzbar waren, erfüllen. Aber grade weil die alte Sozialdemokratie die Grenzen des bürgerlichen Parlamentarismus wohl erkannte und das Proletariat für ganz andere Kämpfe organisierte, als für den „Froschmäusekrieg“ auf dem parlamentarischen Boden, mußte sie sich bemühen, dies irgendwie zum Ausdruck zu bringen. So wurde die Budgetablehnung zum Symbol des proletarischen Klassenkampfes. Sie war der Protest einer Partei, die noch ohnmächtig um zu entscheidenden Kämpfen um die Macht überzugehen, trotzdem darauf nicht verzichten wollte, die bürgerlichen Parteien in deren eigener Arena gegeneinander auszuspielen, um die Lage des Proletariats so gut es ging zu verbessern.

(Schluß folgt.)

Mary der Entdecker.

Von Friedrich Adler.

(Schluß.)

Sie wußten es plötzlich: Ja, er hat recht, er hat den Zusammenhang erschaut, den wir Blinde bisher nicht gesehen. Wir wissen, daß er die Wahrheit erkannt, seine Entdeckungen verdienen Vertrauen. Millionen und aber Millionen Jünger erstanden dem Entdecker Mary.

Und wie Mary das geheimnisvolle Dunkel der Fabrik gelüftet, wie er offenbart, wie es zugeht, daß neben Metall- und Holzwaren, neben Schuhen und Kleidern auch Kapital erzeugt wird, so hat er auch die weiteren Schicksale dieses Kapitals verfolgt. Er ist ihm in die Banken nachgegangen, er hat den modernen Zauberer auf allen seinen Schleichwegen verfolgt, das wahre Wesen des Geldes entdeckt.

Aber alle diese Entdeckungen waren nur Vorbereitungen zu der größten, die er gemacht. Von der Fabrik, vom Markt ging er über zur Erforschung der ganzen Gesellschaft. Und da offenbarte sich ihm die große neue Erkenntnis: die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Er erkannte, daß nicht der Zufall die Menschen beherrscht, sondern daß all ihr Tun großen Gesetzen unterworfen sei. Die menschliche Gesellschaft steht nicht still, sie ist ein lebender Organismus, der sich fortentwickelt zu immer höheren Stufen, der sich fortentwickelt in großen, schweren Klassenkämpfen. Mary hat die Entwicklungsgesetze der Gesellschaft erforscht, wir verdanken ihm die Entdeckung der materialistischen Gesichtsauffassung.

Mary ging weiter, er untersuchte unsere gegenwärtige Gesellschaftsordnung: den Kapitalismus. Und da ent-

deckte er die Kräfte, die am Werke sind, diese ganze „Ordnung“ der Ausbeutung und des Elends zu untergraben. Er sah nicht nur die Hunderttausende und Millionen ausgebeuteter und unterdrückter Proletarier, in die der Wille gepflanzt wird, der Ausbeutung ein Ende zu machen, er sah, daß die kapitalistische Welt unaufhaltsam dem Untergang entgegenstehe. Er sah, wie das Handwerk dem Elend preisgegeben ist, wie die Kleinbürger vom Großkapital aufgefressen werden, wie die Produktion selbst immer planloser wird, wie der Ueberproduktion die Krise auf dem Fuße folgt, wie die Welt sich immer mehr teilt: in eine riesige Masse ausgebeuteter Proletarier und eine kleine Minderheit maßlos reich werdender Kapitalisten. Marx sah, wie der Kapitalismus an seinem eigenen Widerspruch zugrunde gehen muß, wie in ihm selbst die Kräfte vorhanden sind und fortwährend wachsen, die keinen anderen Ausweg übrig lassen als die Eroberung der politischen Macht durch die organisierte Arbeiterklasse, als die Verwirklichung des Sozialismus.

So verdanken wir Marx die Entdeckung der Entwicklungstendenzen der modernen Gesellschaft. Er gab uns die Theorie der proletarischen Umwälzung.

Durch Marx kennen wir die Kräfte, die in unserer Gesellschaft lebendig sind, Marx hat das Schicksal der kapitalistischen Welt geschaut, Marx verdanken wir die Siegesicherheit in unserem Kampfe, das unumstößliche Bewußtsein, daß das zum Klassenbewußtsein erwachte Proletariat die sozialistische Gesellschaftsordnung erkämpfen wird.

Wir wissen durch Marx, daß wir die sozialistische Gesellschaft nicht nach freiem Ermessen einführen können, daß ihr Werden nicht abhängt von den schönen Ideen, dem guten Willen, dem besondern Verstand einzelner Menschen. Aber so sehr sich die Einsicht von Marx erhebt über die Phantasiegebilde der ersten Sozialisten, so sind gerade durch ihn die alten Utopisten wieder zu Ehren gekommen. Was bei ihnen Idee, Erfindung, Projekt gewesen, das wurde durch die Entdeckung von Marx als der Geschichte ehernes Muß erwiesen: eine neue, die sozialistische Gesellschaft, in der die Ausbeutung aufgehoben ist.

Die Jungen und die Alten.

Wer kennt sie nicht, die Alten, die auf die Jungen schelten, weil sie anders denken, fühlen und handeln als sie?

Sie sind zahlreich wie Sand am Meere! Ueberall begegnet ihr sie.

Doch gemach, Malen wir nicht zu schwarz? Hörten wir nicht so manchen ehrwürdigen Alten die Jugend verteidigen? Gestand uns nicht mancher schon ein, daß er früher auch anders gewesen als heute und daß die Jugend sich austoben müsse? In der Tat, es gibt derer viele.

Doch schlägt diesen Leuten einmal mit der Faust auf den Tisch. Sprecht ihnen von euren Pflichten nicht nur, sondern auch von den Rechten. Zeigt ihnen, daß ihr anders seid als die Jugend zu Großvaters und Großmutter's Zeit. Sagt ihnen, daß ihr Politik treiben wollt und gar eure eigene. Oder wagt es, Sozialist zu sein, dann könnt ihr etwas erleben. Sie verstehen euch nicht.

Sie werden von ihrer Jugend erzählen, werden euch sagen, wie sie anders gewesen als ihr.

Dann habt ihr den Konflikt!

Es ist der Gegensatz zwischen Jung und Alt. Der Konflikt, der seine Wurzel findet in dem Nichtverständnis der Jugend von dem Alter. Und dieser Gegensatz ist allgemein. Die Jugend leidet darunter und die Alten verzehren sich. Die Jungen sagen: „Ihr seid reaktionär, ihr bevormundet uns, ihr gönnt uns unsere Jugend nicht und beraubt uns unserer Freiheit. Ueber Undankbarkeit, Pietätlosigkeit und Schlechtigkeit der Jugend klagen die Alten, deren Gedanken und Gefühlslieben meist all zu sehr mit den Traditionen einer vergangenen Zeit verwachsen sind.“

Die Jugend lebt für die Zukunft. Sie stößt auf den Widerstand der Alten, wo sie vorwärts stürmend das Alte stürzend Neues schafft. Und wo sich das Alter, seine autoritären Machtmittel anwendend, dem Kampf der Jugend für ihre Interessen — die zugleich Menschheitsinteressen sind — entgegenstellt, bildet es ein Hemmschuh der gesamten proletarischen Bewegung überhaupt.

So wird denn der Kampf der Jugend gegen die Erwachsenen, die sich dem Kampf der Jugend hemmend in den Weg stellen, eine der ersten Aufgaben nicht nur der proletarischen, sondern jeder Jugendbewegung. Er bildet nicht nur die wichtigste, sondern auch die schwierigste und verantwortungsvollste Aufgabe, die die Jugend zu lösen hat. Gilt es doch den Kampf zu führen gegen die Genossen unserer Klasse, die uns Berater und Helfer sein sollten und die es in vielen Dingen auch sind.

Mit welchen Waffen sollen wir diesen Kampf führen? Sollen wir jeden Ratschlag von vornherein in den Wind schlagen? Sollen wir unseren Weg gehen ohne nach rechts zu sehen oder nach links? Jeden Mahnruf ignorieren? Das wäre sicher grenzenlos borniert, hieße grundsätzlich Gewalt vor Recht anerkennen? Wir würden den Gegensatz verschärfen, den Konflikt überall auf die Spitze treiben. Wir würden dann dieselbe Methode anwenden, die wir bekämpfen. Und damit wäre uns nicht geholfen. Wollen wir in diesem Falle* unserer Sache dienen, so müssen wir unseren Gegner von der Lauterkeit unserer Handlungen zu überzeugen versuchen, müssen uns bemühen, ihm begreiflich zu machen, daß die Jugend ein Recht hat für ihre Jugendinteressen zu kämpfen und den Kampf für ihre Freiheit allen anderen Pflichten voran zu stellen.

Vor allem aber werden wir uns darüber klar sein müssen, daß die Hemmungen durch die Erwachsenen, denen sich die Jugend in ihren Kämpfen gegenüberstellt sieht, zumeist darauf zurückzuführen sind, daß die Erwachsenen meist in traditionellen Anschauungen befangen sind, so daß sie sich in die Gedanken- und Empfindungswelt der Jugend nicht hineinzuversetzen vermögen.

Gehen wir von dieser Voraussetzung aus, so ergibt sich daraus für uns, daß wir den Erwachsenen nicht ausweichen dürfen, sondern daß vor allem unser Augenmerk darauf gerichtet sein muß, die Erwachsenen mit unseren Ideen und mit dem, was wir wollen, vertraut zu machen.

* Es handelt sich hier um unsere Gegner in der Arbeiterklasse. Und es soll nicht gesagt sein, daß wir die Kapitalistenklasse durch Zureden bewegen können, ihre Interessen aufzugeben.

Wollen wir dies mit Erfolg tun, dann müssen wir vor allen Dingen uns selber klar sein. Und damit ist sogleich gesagt, daß die gediegenste Waffe in diesem Streite die Beherrschung des gesamten Jugendproblems ist. In dem Maße, in dem wir erkennen, daß die zwischen der Jugend und dem Alter bestehenden Gegensätze in den meisten Fällen nicht persönlicher, sondern sachlicher Natur sind und ihre Wurzel finden in der ganz anderen Stellung, die die Jugend heute im Produktionsprozeß einnimmt, im Gegensatz zu der Jugend noch vor zirka 50 Jahren, wird auch den Auseinandersetzungen die persönliche Schärfe genommen werden.

In der ersten Periode der kapitalistischen Entwicklung unterschied sich die Stellung der proletarischen Jugend in der Familie fast kaum von der des Handwerkerlehrlings im Mittelalter. Der Vater galt als der unbefchränkte Herrscher in der Familie. Die Jugend hatte keine selbständige Meinung und keinen eigenen Willen. Die Jugend fand sich damit ab und tröstete sich damit, später selber einmal die Herrscherrolle spielen zu können.

Heute ist es anders geworden. Die alte Familienform ist aufgelöst. Die Jugend, auf die eigenen Füße gestellt, trägt fast überall zum Unterhalt der Familie bei. Damit aber wächst das Selbstbewußtsein der jungen Arbeiterin und des jungen Arbeiters. Die Jugend von heute steht inmitten des öffentlichen Lebens. Ihr Gesichtskreis erweitert sich, sie stellt ganz andere Ansprüche an das Leben und fordert mehr als der Handwerkerlehrling, dessen Tätigkeit in dem engen Rahmen der handwerksmäßigen Produktion sich vollzog. Sie sieht sich einer Welt von Feinden gegenübergestellt. Um sich ihrer Haut wehren, für ihre Ideale und für ihre Zukunftskämpfen zu können, ist Entschlackungs- und Handlungsfreiheit für sie die erste Voraussetzung.

In diesem Streben nun gerät die Jugend in Konflikt mit den Erwachsenen, die die moderne Jugend in das Schema ihrer veralteten Sittenauffassung zwingen möchte. Und es läßt sich nicht leugnen, daß auch ein Teil der Jugendlichen noch in dem Wahne befangen ist, daß gegen die Autorität des Alters nicht angekämpft werden darf. Sie stehen im Verhältnis einer starren Autorität zu den Erwachsenen. Die letzten Schwingungen einer vergangenen Epoche zittern in ihnen nach.

Aus der Erkenntnis ihres Rechts und der Ursachen des Konflikts zwischen Jugend und Alter ergeben sich auch für die Jugend die Aufgaben, die sie zu erfüllen hat. Will sie auf die Jugendgenossen und die Erwachsenen erfolgreich wirken, so muß sie vor allem selbst erzogen sein. Sie muß wissen, was sie sich selber und der Gemeinschaft schuldig ist. Deshalb muß Selbsterziehung und Erziehung zum Gebrauch der Freiheit ihr oberster Grundsatz sein.

Es ist bedauerlich und eine traurige Pflicht, die ein Teil der proletarischen Jugend zu erfüllen hat, daß sie innerhalb ihrer Klasse für das Recht kämpfen muß, sich zu ihrer Ueberzeugung zu bekennen, zu ihr zu stehen und für sie zu leiden. Die Jugend bedauert die Disharmonie zwischen Jung und Alt. Jedoch vor die Wahl gestellt in Konflikt mit den Erwachsenen zu geraten oder dauernd gegen ihre Ueberzeugung zu handeln, wird sie sich für den Konflikt entscheiden.

Feuilleton

Die Seele Chinas.

Die folgenden Ausführungen aus dem Buche des jungchinesischen Publizisten Liang-ki-Tschan, betitelt „Die Seele Chinas“, zeigen eine tiefe Uebereinstimmung zwischen der von den Chinesen beklagten geistigen und seelischen Verfassung seiner Volksgenossen und dem Zustande des europäischen Proletariats. Wir können Liang-ki-Tschan mit Rechte vergleichen, dessen sittlich-anfeuernde, zur Tat aufreizende Reden in den Worten des chinesischen Dichters an sein Volk ein Gegenstück finden. Wohl handelt es sich hier um einen „individualistischen Ideologen“. Das hindert aber nicht, daß sein Appell an den persönlichen Willen, an den Wagemut jedes Einzelnen, auch dem heutigen Arbeiter, bitter nützt. Gerade weil wir die objektive Voraussetzung unserer Macht und unseres Erfolges im Ueberindividuellen, Dekonomisch-Sozialen verankert wissen, weil wir den Schwerpunkt vom Einzelstich und Innenleben weg in die Umgestaltung der allgemeinen äußeren Lebensverhältnisse verlegen durch das Mittel sozialistischer Massenaktion, dürfen wir umso weniger außer Acht lassen, wie diese Aktion und Solidarität ja nicht ein außerhalb und über den Individuen existierendes wunderkräftiges Zauberding, eine Art sozialer Fetisch ist, sondern vielmehr in ihnen selbst nichts anderes, denn die Flamme, die aus den in jeder Einzelpersonlichkeit spontan aufblühenden Funken zusammenschlägt.

Sklavensinn.

Ach finde im chinesischen Volke eine sklavische Gefinnung, die geradezu erschreckend ist. Seit Jahrtausenden haben unsere Despoten auf die chinesische Menschenherde wie auf Sklaven herabgesehen und uns wie Sklaven behandelt. Das lag vielleicht in dem Charakter dieser Tyrannen begründet, aber erklärt sich daraus unsere durch und durch sklavische Gefinnung? Menzius sagt: „Sieht sich jemand als verächtlich an, so wird er schließlich von anderen verächtlich behandelt.“ Wenn ich selbst innerlich mich nicht zum Sklaven herabdrücken lasse, so wird auch ein anderer sich scheuen mich zu drücken. Ach, wie ist diese innere Sklavengefinnung so durch alle Schichten des Volkes gedrungen! . . .

. . . Nicht auswärtige Völker sind unsere Feinde, sondern, daß wir das Verderben in uns festhalten und uns dessen rühmen, ist unser Tod. Und mein Schmerz übermannt mich so, daß ich mit einem Knüttel dreinschlagen möchte!

Gleichgültigkeit.

Unter dem Himmel ist das Häßlichste, das Verabscheuungswürdigste und Schenlichste, das gleichgültige Anstarren!

Da steht ein Mensch in der Nacht am östlichen Ufer des Flusses und sieht wie ein Dorf am westlichen Ufer brennt und freut sich der roten Feuersglut. Da lehnt ein Mensch an dem Mast seines Schiffes und sieht ein Nachbarschiff versinken und beobachtet die Anstrengungen der Ertrinkenden. Man kann nicht sagen, daß ein solcher Mensch ein schlechtes, giftiges Wesen habe. Man weiß aber nicht recht, wie man sein Gebahren bezeichnen soll. Es fehlt ihm sicherlich das lebendige, für den Mitmenschen warm schlagende Herz. Ach, wenn es nur mitfühlende, rasch zapackende Menschen gäbe, so wäre die Welt schnell in Ordnung, und darum ist solch ein gleichgültiger Mensch ein Räuber und ein Feind der Menschheit. . . .

Ach blicke auf die völlig Unwissenden. Sie sind wie gewisse Geschöpfe ohne Hirn. Sie kümmern sich nie darum, warum die Welt besteht. . . . Sie sind hungrig und essen, sie sind satt und luftwandeln, sie sind müde und schlafen, sie haben sich ausgeruht

und stehen auf. Das ist ihr Tageslauf. Um einer Hand voll Pfennige willen erfüllen sie das Dorf mit ihrem wüsten Geschrei. Was kümmert diese Menschen das, was jenseits der Gemarkung ihrer Felder liegt? Ob das Reich langsam untergeht, die Kunde dringt nicht zu ihnen. Sie sind wie ein lebender Fisch, den man in den Kochtopf wirft. Von unten wird er warm und wohligh plätschert er umher. Sie sind wie eine Schwalbe, die sorglos aus- und einfliegt, und die Ecke des Hauses, an dem sie nistet, steht in Flammen. Solche Menschen sind wie Maschinen, die sich in den ideo Kreislauf ihres Lebens bewegen bis die Räder stille stehen. In ihnen lebt kein höheres Lebensideal. Sie haben etwas Heimatloses an sich. . . .

Ich blicke auf die ohnmächtig Seufzenden. Worüber seufzen sie? Sie seufzen über den heillosen Zustand der Nation und fühlen in dem Seufzen ihre Befriedigung. Auf ihrem Angesicht liegt beständige Trauer. Ihr Mund spricht ein trauriges Urteil über die Nöte der Zeit. Jemand sagt ihnen: „Das muß anders werden!“ „Ja, ja, das muß anders werden“, erwidern sie eifrig. Jemand sagt: „Das Reich ist dem Untergange nahe.“ Und sie antworten dumpf: „Dem Untergange.“ „Aber was soll geschehen?“ fragen sie mit hochgezogenen Augenbrauen. „Es ist des Himmels unabwendbares Geschick.“ Sie sind wie Verbrecher, die mit gebundenen Händen und Füßen zum Hinrichtungsplatz geführt werden und seufzen. Sie stehen vor einem brennenden Hause und beklagen in den wehmütigen Worten des Richters die zerstörende Wut der Flammen. Sie werden zornig, sehr zornig, wenn man ihnen Gleichgültigkeit vorwirft. Sie haben auch wirklich ein Gefühl für die Not des Reiches, aber sie sehen die Not der Nation wie ein ergreifendes Gedicht an und der Untergang ihres Volkes ist ein interessanter Gesprächsstoff. . . .

Ich blicke auf die Klasse der Spottenden und Räsonierenden. Auch sie gehören zu den kalten Gleichgültigen. Sie lieben es im Hintergrunde zu stehen und zu beobachten und dann ihr kaltes, beißendes Urteil abzugeben. Sie umgeben sich mit einer Atmosphäre der Gleichgültigkeit und beeinflussen andere. Sie räsonieren über die, welche am Alten hängen und spotten über die Neuerungs-süchtigen. Sie nennen die Grauköpfe „vergehendes Gerümpel“ und die Jugend „Heißsporne“. Gelingt eine Sache, so sagen sie: „Kleine Kinder haben auch einmal Glück.“ Mißlingt sie, so dozieren sie mit erhabener Miene: „Haben wir es nicht vorher gesagt?“ Sie selbst haben natürlich nie Unrecht. Weil sie keinen Finger gerührt haben, kann man sie auch nicht kritisieren; aber sie lähmen den Tatendrang der anderen und machen die Mutlosen erst recht verzagt. . . .

Ich blicke auf die Klasse der Verzagten. Die Törichten und Seufzenden verzweifeln an der Möglichkeit des Gelingens, die Verzagten sehen aber die Sache von vornherein als verloren an. Die Kritiker kritisieren alles, nur nicht sich, die Verzagten schauen immer auf andere, nie auf sich. Der Verzagte sagt: „Unter den 400 Millionen komme ich nicht in Betracht. Andre sind klüger und verständiger als ich.“ Wenn aber jeder so denken wollte, was würde erreicht? Keiner bliebe übrig zum Handeln. . . .

Ich blicke auf die Klasse derer, die immer auf eine gelegene Zeit warten. Diese Leute stehen unter dem Banne der Gleichgültigkeit, obwohl sie diesen Vorwurf weit von sich weisen. Ihr Argument ist folgendes: „Ob wir unser Ziel erreichen, ist noch ungewiß. Wir warten auf die von den Göttern heraufgeführte Zeit, wo wir handeln können. Kommt die Zeit nicht, so können wir auch nicht handeln.“ Diese Götterstunde muß ihr besonderes Gepräge tragen, die sie als die Stunde der Götter (Unsere Klugen sagen: der historische Moment! Anmerkung des Einsiedlers) aus dem Ozean der Zeiten herausheben, und da gilt es zu handeln. Der Tatkraft-

tige aber handelst zu jeder Stunde, er erfährt mit kräftiger Faust den flüchtigen Augenblick und bannt ihn in seinen Dienst. Dem Unnütigen aber eilen die Gelegenheiten vorüber wie Pfeile vom Bogen eines Starken abgeschneit. Der Liebling der Götter schafft, wann er will die Zeit und Stunde; der auf die Stunde ängstlich Harrende steht am Meere und wartet auf Flut und Wind. Bald wendet er sich nach Osten, bald nach Westen. Seine Genossen schauen auf ihn als den Klugen, vorbauenden Mann und trauen ihm Großes zu; er aber wartet, wartet. . . .

(Schluß folgt.)

Derche des Ostens.

Die Lerche steigt aus Saaten,
Wohlt himmelwärts im Morgenrot;
Den neuen Tag zu künden,
Doch lauert rings der Tod.

Warum, o Lerche, fliegst du so hoch?
Kaum kann mein Auge dich sehen,
Bleibst näher der Erd' du,
Ich könnt' deine Weis' viel besser und klarer verstehen.

Du fliegst so hoch, damit nicht nur mir,
Nein, weit dein Lied möge dringen,
Du willst den Menschen überall
Die frohe Botschaft bringen.

Du willst ihnen singen von Morgen und Tag,
Du bist der Herold der Sonne.
Andächtig lauschen wir Armen dir,
Von Hoffnung berauschet, in Wonne.

Aus Gräbern der Nacht, aus Not und Tod
Zu neuem, frohen Leben
Kann nur dein Singen, dein Jubel so hell,
Das Menschenherz erheben.

Auch suchst du die Höhe, o Sänger der Früh
Im dämmenden Nebel, im bleichen,
Damit nicht der Falk, der Finsternis Freund,
Im Tode dich kann erreichen.

Du weisst es, Himmelsvogel du,
Daß du dich uns müßt erhalten,
Bis sich durch Nacht, durch Grauen und Tod
Sonnig die Welt wird gestalten.

Einmal doch kehrt du in Saaten zurück,
Wenn die Wahrheit sich durchgerungen,
Dann möge der Himmel dir gnädig sein,
Der Himmel, dem auch du gesungen!

Marfried Harger.

Zuruf.

Alles kann sich umgestalten!
Mag das dunkle Schicksal walten,
Mutig auf der steilen Bahn.
Trau dem Glück! traue den Göttern!
Steig trotz Wogenbrand und Wettern,
Kühn wie Cäsar in den Kahn.

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen!
Leben geht es oder Tod.
Laß die Wogen donnernd branden!
Nur bleib immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!

Matthiesson.

Freiheit.

O Freiheit,
Silberton dem Ohr,
Licht dem Verstand und hoher Flug zu denken,
Dem Herzen groß Gefühl! Klopstock.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen

Arbeiterpolitik

3. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 13

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Nummernstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 30. März 1918

Einzelnummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Die Schlappe von Niederbarnim. Von Kurt Classe	Seite 77
Probleme des Jungsozialismus in Oesterreich. Von Julius Dickmann, Wien	78
Die freien Gewerkschaften. Von R. C.	80
Feuilleton: Die Seele Chinas	81

Die Schlappe von Niederbarnim.

Von Kurt Classe.

Die Unabhängige sozialdemokratische Partei hat in Niederbarnim eine große Schlappe erlitten. Bei der am 14. März stattgefundenen Reichstagsersatzwahl erhielt ihr Kandidat Dr. Breitscheid 17815 und der Kandidat der Mehrheit, Rudolf Wiffel, 26694 Stimmen. Damit ist die Wahl des Mehrheitskandidaten gesichert, auch wenn die bürgerlichen Parteien, die insgesamt 16950 Stimmen auf ihre Kandidaten zusammenbrachten, sich an der Stichwahl nicht beteiligen sollten.*

Wenn auch die größten Pessimisten nicht annahmen, daß der Mehrheitskandidat gleich beim ersten Wahlgange mit einem Plus von rund 10000 Stimmen hervorgehen würde, so war es für jedem, der einigermaßen über den Kreis orientiert war, doch klar, daß die Unabhängigen unterliegen würden. Die Mitglieder der Wahlvereine machen nur einen sehr kleinen Teil der Reichstagswähler aus und die Nichtsozialisten sind „Realpolitiker“, sie stehen zur Mehrheit.

Im Verhältnis zu den anderen Wahlkreisen war Niederbarnim für die Unabhängigen noch einer der günstigsten. Ein Blick in das Reichstagshandbuch zeigt uns, daß mit Ausnahme einiger Weniger fast alle Abgeordneten der Unabhängigen mit knapper Mehrheit gewählt werden, ja zum Teil auf den Rücken des Freisinns in das Parlament gekommen sind. Höchstens in Berlin und einigen wenigen anderen Kreisen werden sie sich künftig noch behaupten können. Und so hat der „Vorwärts“ ganz recht, wenn er sagt, daß das Fiasko von Niederbarnim für die Unabhängigen den Anfang vom Ende bedeutet.

Mit dieser Feststellung aber stößt er auf den Widerstand der Unabhängigen. Denn der Parlamentarismus ist ja der Lebensnerv ihrer Partei. Verlieren sie ihre Mandate, so sind sie als Wahlvereine erledigt, dann sind sie tot — oder aber sie müßten ihre Taktik von Grund

* Inzwischen haben die Unabhängigen ihren Wählern bei der Stichwahl Stimmenthaltung empfohlen.

auf ändern. Das aber wollen sie nicht, und deshalb wenden sie sich gegen die Feststellung des „Vorwärts“ mit allen Kräften. So schreibt die „Leipziger Volkszeitung“ z. B. in ihrer Nummer vom 15. März:

„Sehen wir die Dinge, so wie sie sind und schrecken wir nicht davor zurück, von einer Scharte zu sprechen, die wir bei dieser Wahl erlitten haben, so müssen wir doch ebenso rücksichtslos den Versuch zurückweisen, den Wahlausgang von Niederbarnim zu einer zerschmetternden Katastrophe der Unabhängigen Sozialdemokratie zu stempeln. So kann nur urteilen, wer sich selbst oder die Welt belügen will. Nur wenn für alle Parteien Sonne und Wind gleichmäßig verteilt sind, wenn es uns möglich ist, in derselben Weise für unsere Auffassung zu wirken, wie es dem Regierungssozialismus unter dem Belagerungszustand und in Anlehnung an Regierung und bürgerliche Parteien gestattet ist, kann man das wirkliche Kräfteverhältnis feststellen.“

Es ist wahr, die Gegner kreuzten in Niederbarnim ungleiche Klingen. Die Unabhängigen hatten keine Tageszeitung, und unter dem Belagerungszustand waren sie mehr als die Abhängigen in der Agitation beschränkt. Den Abhängigen dagegen standen nicht nur der „Vorwärts“ und unbefristete Geldmittel, sondern auch eine große Anzahl von Partei-, Gewerkschafts- und Genossenschaftsbeamten zur Verfügung.

Darüber jammern die Unabhängigen am meisten. Dieser Tatsache schreiben sie die Wahlschlappe zu. Das alles aber wird anders werden, — sagen sie — wenn Sonne und Wind gleichmäßig verteilt sind. Das heißt mit anderen Worten: Die Regierungssozialisten haben ein Mehr von 10000 Stimmen. Diese 10000 Wähler sind indifferent, sie haben keine eigene Meinung. Sie stimmten für Wiffel, weil es den Mehrheitsleuten gelang sie zu beschwägen. Haben wir erst eine Tageszeitung, haben wir Geld genug um ebensoviel Flugblätter in die Massen zu werfen als die Mehrheitsleute, dann wird es uns gelingen ihnen unsere Meinung aufzuzuprojizieren. Dann zieht unser Kandidat in den Reichstag ein.

In der Tat gibt es nun auch für einen Unabhängigen Kandidaten eine andere Möglichkeit nicht: will er gewählt werden, so muß er die Wähler für sich gewinnen, die heute für Wiffel stimmten. Das ist aber ausichtslos bei grundsätzlich sozialistischer Agitation. Denn aus einem politischen Troddel, aus einem Wiffel-Wähler wird nicht im Handumdrehen ein wirklicher Sozialist. Und deshalb muß derjenige, wem es auf das Gewähltwerden ankommt, zu Konzessionen bereit sein. Wer heute Wiffel wählt, weil er sich von ihm Augenblicksvorteile verspricht, wählt morgen nicht Breitscheid, wenn dieser ihm sagt, daß es ihm nur darauf ankomme